

Sonderdruck aus

# MITTELDEUTSCHES JAHRBUCH

für Kultur und Geschichte

---

Herausgegeben für die Stiftung  
Mitteldeutscher Kulturrat

von

Christof Römer

Bd. 9



2002

Böhlau Verlag Köln · Weimar · Wien

Unter diesem unpräzisen Titel liegt nun die Osnabrücker Habilitationsschrift Ortrun Niethammers vor, in der sie die Selbstdarstellungen von sechs Frauen untersucht, die alle protestantisch, bürgerlich oder niedrig-adelig und verheiratet waren. Angeführt wird die Reihe von der Romanautorin Sophie von La Roche (1731–1807), die als einzige auch eine Zeitschrift herausgab und damit im publizistischen Netzwerk der Zeit präsent war, und von Friderika Baldinger (1739–1786), der Frau des Arztes und Gelehrten Ernst Gottfried Baldinger, der nach ihrem Tod La Roche bat, die Aufzeichnungen seiner Frau zu publizieren. Es folgen die nur für die Familie bestimmte Autobiographien der Pastorenfrau Margarete Elisabeth Milow (1748–1794) und der Schauspielerin Karoline Schulze-Kummerfeld (1745–1815), die Selbstdarstellungen der kurländischen Adligen Elisa von der Recke, die durch ihre Schriften die trickreichen Manipulationen Cagliostros aufdeckte, und die abenteuerlich zu lesende Selbstrechtfertigung von Johanna von Wallenrodt (1740–1819). Beschlossen wird die Reihe mit dem Vergleich der drei Autobiographien der Anna Louisa Karsch (1722–1791), ihrer Tochter Karoline Louise Klencke (1754–1802) und deren Tochter Helmina von Chezy (1783–1856).

Herders Akademieschrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume“ (1774/78) ist die Folie, vor der die Autobiographien diskutiert werden. Nach seiner Vorstellung soll die komplementäre Dualität von weiblicher Empfindsamkeit und männlichem Verstand in eine Fortentwicklung des Menschen münden und Körper und Seele in ein geglücktes Verhältnis bringen. Dazu kommt als weitere Matrix, um das umfangreiche lebensgeschichtliche Material zu bewältigen, ein historisches Referenzgefüge, mit dem die heterogenen Verläufe der konkreten Biographien vermittelt werden. Aus diesem Referenzgefüge greift Niethammer exemplarisch vier Bereiche heraus: die Rechtsstellung der Frau, die Bedingungen für Bildung und Wissenserwerb, ferner die Emotionalisierung der Familie und die sich polarisierenden Konzepte vom weiblichen und männlichen Körper. Um dem männlichen Schreiben einen weiblichen Zweig zur Seite zu stellen, wie es das Anliegen der Studie ist, verzichtet sie ausdrücklich auf die Diskursanalyse und den Diskursbegriff und wählt statt dessen einen hermeneutischen Ansatz, der genderspezifischen Perspektiven geschuldet ist, unter dem sie die im Text angebotenen Selbstwahrnehmungen und Metaphern untersucht. Ausgehend von Felicity A. Nussbaums Konzept der „Technologien des Selbst“ fragt sie danach, wie Identität und Individualität mit zeitgenössischen Diskursen über Recht, Medizin, Erziehung korreliert werden können und wie sie die Konkretisierung von Weiblichkeit beeinflussen. Da die Forschung seit Wilhelm Dilthey und nach ihm Georg Misch vor allem die Frage nach der Individuierung stellte und sich stark an Goethes Modell in „Dichtung und Wahrheit“ orientierte, bieten die bisher vorliegenden Untersuchungen zur Autobiographie für die Analyse weiblichen autobiographischen Schreibens wenig Orientierung, weil sich die männlichen Rollenkonzepte zum einen nicht mit den Erfahrungen von Frauen vermitteln lassen und zum anderen den Frauen andere Schreib- und Veröffentlichungsformen als Männern zur Verfügung standen. Diese Klärungen zur Forschungslage, zum Konstruktionscharakter von Wahrheit und Erinnerung, und vor allem zur Schreibtradition und zum Verhältnis von Ich-Identität und Verschriftlichung werden in umfangreichen Vorhof-Kapiteln ausgebreitet, ehe Niethammer die sechs ausgewählten Texte im einzelnen analysiert. Diese Einzelerörterungen sind vor allem wegen ihres Detailreichtums faszinierender als die begrifflich

explizierenden Kapitel eins bis drei zu lesen, aber ihre Fülle der Aspekte wäre ohne konzeptuellen Rahmen nicht zu ordnen, sondern führte in eine Nachzeichnung motivischer Analogien. Wenn dergleichen motivische Querverbindungen bei Niethammer sichtbar werden, so deshalb um zu zeigen, daß sie für die jeweilige Konkretisierung von Weiblichkeit signifikant sind.

Eindrucksvoll deutlich wird dies in der verborgenen Thematisierung der Rechtsverhältnisse. Das seit 1794 geltende „Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten“ wies der Frau ausdrücklich Sittsamkeit und Scham zu und stellte in allen Fragen, die Vermögen und Stand der Frau betrafen, diese den Kindern und Unmündigen gleich. Erst vor dieser Folie wird verständlich, warum Elisa von der Recke ihre (mitgiftlose) Verheiratung und den Beginn der ehelichen Gemeinschaft mit Recke so ausführlich und nachdrücklich berichtet. Der zwingende Charakter der von den Eltern gewünschten Eheschließung wird auch bei La Roche deutlich, als ihr Vater sie zwingt, die Verbindung zu Gian Ludovico Bianconi aufzugeben und seinen Verlobungsring zu zerbrechen, weil man sich nicht über die Konfession der zu erwartenden Kinder des katholischen Bianconi mit der protestantischen Sophie hatte einigen können; auch von Margarethe Elisabeth Milow verlangte der Vater sofort eine Heirat, als er die unstandesgemäße Liebe zu einem Kontorgehilfen bemerkte, die Elisabeth, im Ton dem „Werther“-Roman angenähert, erzählt. Umgekehrt berichtet die Schauspielerin Karoline Schulze-Kummerfeld von der Gleichheit zwischen ihr und ihrem Mann, mit dem sie einen Vertrag geschlossen habe und dessen Besitz und Status als Stadtbürger sie ihre Fähigkeit entgegenhalten konnte, als Schauspielerin sich selbst zu ernähren. Bei der Darlegung häuslicher Verhältnisse werden somit in die persönlichen Kontexte politisch relevante Aspekte indirekt integriert, etwa die von der Französischen Revolution ausgehende Forderung nach Gleichheit und Freiheit. Wenn Elisa von der Recke daher die erotische List und Herrschaft der Großmutter und der Stiefmutter im Haus und über den Mann einem herrschaftsfreien Ideal empfindsamer Zuneigung und Freundschaft gegenüberstellt, so spricht sie darin den Konflikt um Herrschaft und Autorität an, der in Kurland im Hinblick auf die dort geltende Leibeigenschaft auch politische Konnotationen hatte.

Zahlreiche Aspekte werden von Niethammer nicht explizit verfolgt, sondern passim untersucht, so etwa die jeweils erwähnten Lektüreerlebnisse oder die Bezugnahmen auf Rousseau (etwa bei Recke, Baldinger, Wallenrodt und Schulze-Kummerfeld). Zu diesen lohnenden Aspekten, auf die man unerwartet stößt, gehört der Einfluß der Geschwister, v. a. der Brüder, auf die Entwicklung und die Ausbildung der Schwestern. Unbedingte geschwisterliche Liebe findet sich in den meisten Autobiographien, etwa bei Milow, Baldinger, und Schulze-Kummerfeld. Reckes Bruder Friedrich gehörte zu ihren Vertrauten und stand ihr nach dem Tod ihrer Tochter bei. Baldinger hielt eine enge Verbindung und Korrespondenz mit ihrem Bruder, die sie zwar formelhaft beschreibt, deren Bedeutung aber durch ihre Worte hindurch sichtbar wird. Brüderliche Beziehung baut eine Brücke zum Ehemann ohne die Bedrohung der Sexualität, und erlaubt Nähe und die Teilhabe an Bildung und gesellschaftlichem Status. In der Geschwisterbeziehung ist immer ein empfindsames Lebenskonzept verborgen.

Ähnlich erhellend ist der Komplex Wissenserwerb und Bildung, denn daran zeigen sich die gewandelten weiblichen Rollenerwartungen zwischen 1720 und 1750. War in der Frühaufklärung die gelehrte Frau dem Mann ebenbürtig, so weicht ab 1740 die vernünftige, autonome Frau den empfindsamen Leitbildern, bis sie nach 1750 hinter dem Muster von schwacher, schöner Weiblichkeit verschwunden ist (so daß der Frau folgerichtig im „Allgemeinen Landrecht“ kindähnlicher Status zugewie-

sen werden kann). La Roche und Baldinger teilen daher ihre frühen Bildungserlebnisse ausführlich mit, um darin dem existierenden Frauenbild bei der Abfassung der Autobiographie entgegen zu arbeiten. Zugleich zeigen sie diese Teilhabe an Bildung als fragil, weil von Vätern, Brüdern oder Ehemännern abhängig, und als Stückwerk, weil sie das Gelernte nicht autonom gebrauchen und damit ihr Selbst erweitern konnten. Diese Konzeption des Selbst widerspricht den zeitgenössischen Vorstellungen von Autonomie und Individualität und zeigt überdeutlich, wie wenig diese mit einem Text wie Baldingers „Versuch über meine Verstandeserziehung“ vermittelbar sein konnten, auch wenn beim Thema Bildung die Folie der Gelehrtenbiographie sichtbar bleibt. Auf derartige Vorbilder wie die Schauspielerbiographie bei Schulze-Kummerfeld und die pietistischen Lebensbeschreibungen bei Milow geht Niethammer am jeweiligen Text ein, nachdem sie in einem der ‚Vorhof‘-Kapitel dargelegt hat, daß als ‚weibliche‘ Darstellungsform par excellence der Brief gilt, weil in ihm das Natürliche und der darin gefaßte Geschlechtscharakter der Frau Gestalt gefunden habe. Aber weder in der Geschichte ihrer „Verstandeserziehung“ noch in der Form des Briefes könne die Frau ihren Lebensentwurf konturieren; vielmehr begeben sie sich in eine Maske, durch die zentrale Bereiche wie Schwangerschaft und Kindererziehung ausgeblendet blieben. Wo diese präsentiert würden, so zeigt Niethammer am Beispiel des dritten Konzepts Mutterliebe und Emotionalisierung der Familie, komplizieren sich die Lebensmuster. Die Autobiographinnen müssen dann vermitteln zwischen der Orientierung am Vater, über den sie eine rationale Bildungsstruktur erhalten können, und der Bindung an die Mutter und dem Druck, selbst Mutterliebe zu beweisen. Die Durchsetzung dieses Gefühls wird begleitet von einer Diskussion um das Selbststillen, das etwa La Roche erst bei ihrem achten und letzten Kind wagt; damit wechselt sie vom adligen ins bürgerliche Verhaltensmuster. Wie sehr sich aber in den letzten vierzig Jahren des 18. Jahrhunderts diese Mutter-Kind-Dyade als erstrebenswertes Verhalten etabliert hat, zeigen die Klagen der Anna Louisa Karsch und ihrer Tochter Karoline Louise Klencke über die Lieblosigkeit und Zurückweisung, die sie jeweils von ihrer Mutter erfahren hätten; dabei war doch Mutterliebe in dem bürgerlichen Haushalt, aus dem Karsch stammte, gar nicht lebbar gewesen. Auf ihre Tochter Klencke projiziert sie die negativen Erfahrungen mit ihrer zweimaligen erzwungenen Verheiratung, verhält sich dieser gegenüber ebenso und erzwingt eine Heirat, als die Tochter schwanger ist. Gerade das Ende der Ehen durchkreuzt den Versuch, die Entwicklung des Selbst als gradlinig und erfolgreich zu entwerfen. Die damit verbundenen Konflikte, etwa mit der Familie des Mannes wie bei Schulze-Kummerfeld oder mit der Stiefmutter wie bei Recke, führen zu Konstellationen, die mit Rationalität nicht mehr einsehbar geschweige denn beschreibbar sind. Einen Ausweg bieten hier die Phasen von Melancholie, die sowohl Recke wie auch Milow und Schulze-Kummerfeld erfahren, verbunden mit der Haltung des Schweigens und Duldens und einer beinahe unvermittelten Hinwendung zum Glauben an die Vorhersehung. Zur Darstellung der Melancholie – dem vierten exemplarischen Referenzbereich, den Niethammer verfolgt – gehört die symbolische Topographie, d.h. die Suche nach Orten, die idealtypisch auf das Gefühl antworten. Entweder werden sie real geschaffen (Recke baut eine Grotte) oder es werden Landschaften als solche gedeutet.

Diese körperbezogene Melancholie gehört, ebenso wie die Erfahrung eingeschränkter Autonomie durch Schwangerschaft und Geburt und die Wahrnehmung juristischer Abhängigkeit zu jenen Schattierungen am Programm der Aufklärung, die aus den weiblichen Lebensdarstellungen ablesbar sind, aber nicht nur aus diesen, wie die mehrfachen Hinweise auf Karl Philipp Moritz belegen. Mit einem Vergleich

mit dessen „Anton Reiser“ endet die Arbeit eher abrupt und thesenhaft. Ungeachtet dessen wird überzeugend deutlich, daß der Zusammenhang von Empfinden und Erkennen, wie ihn Herder in seiner Akademieschrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume“ postulierte, zerreißen mußte, weil einerseits die Gewaltverhältnisse der Gesellschaft die Vernunft- und Erkenntnisorientierung der Frauen einschränkten, weil aber umgekehrt Frauen eine Gleichwertigkeit einforderten, die in Herders Zuordnung von weiblicher Empfindsamkeit versus männlichem Verstand nicht vorgesehen war.

Gertrud Maria Rösch

*ANKE GILLEIR: Johanna Schopenhauer und die Weimarer Klassik. Betrachtungen über die Selbstpositionierung weiblichen Schreibens. Olms-Weidmann. Hildesheim Zürich New York: 2000, XX, 372 Seiten.*

Johanna Schopenhauer (1766–1838) gehört – wie z. B. auch Therese Huber, Caroline Pichler und Helmina von Chézy – zu einer Generation von Frauen, deren Erziehung und Bildung unter den Bedingungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts stattfanden. Ihre zunächst traditionell auf Ehe und Familie angelegten Biographien verliefen jedoch so, daß diese Frauen sich in ihren Lebensrückblicken, ungeachtet aller rhetorischer Abgrenzungen gegenüber ihrer Abweichung vom Regelfall eines weiblichen Lebenslaufs, schließlich als ‚Schriftstellerinnen‘ bezeichneten: Ihre literarischen Werke waren veröffentlicht und rezensiert worden, die Honorare für ihre schriftstellerischen Tätigkeiten hatten wesentlich zu ihrem und ihrer Familie Einkommen beigetragen und in der zeitgenössischen Öffentlichkeit galten sie aufgrund ihrer literarischen Leistungen als berühmte Persönlichkeiten. Sie repräsentieren – hier im Feld der Kultur – den ersten Schub einer Professionalisierung von Frauen auf breiterer Ebene, der für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts zu beobachten ist. Johanna Schopenhauer publizierte (bezeichnenderweise erst als Witwe und nach ihrer Übersiedlung nach Weimar 1806) Reisebeschreibungen, Romane und Erzählungen sowie kunsthistorische Schriften, sie verfaßte ihre Autobiographie und führte einen Salon, der durch Goethe, seinen berühmtesten Gast, weit über die Grenzen der Stadt und des Interesses für Salonkultur hinaus bei den Zeitgenossen und in der Forschung (Seibert, 1993) Beachtung gefunden hat.

Dem vorliegenden Band liegt die geringfügig überarbeitete und leicht gekürzte Dissertation von Anke Gilleir (1998, Katholische Universität Leuven/Belgien) zugrunde. Es handelt sich um eine erste eingehende literaturwissenschaftliche Analyse des Werks dieser Autorin, das hier, auf den Umkreis der Weimarer Klassik bezogen und im Rahmen von dessen ästhetischen Vorgaben, gründlich diskutiert wird. Das geschieht mit Hilfe der Kultursoziologie von Pierre Bourdieu, dessen Ansatz und Terminologie sich die Verfasserin im Sinne eines *quod erat demonstrandum* verpflichtet weiß. Sowohl „das Scheingefühl einer künstlerischen Transzendentalität“ als auch „die falsche Transzendentalität der ‚domination masculine‘ zu entlarven“ sind die Ergebnisse einer solchen historischen Dekonstruktion des Feldes (S. XI), bei der die Kategorie ‚Geschlecht‘ „in eine umfassende kulturgeschichtliche, historische und diskursive Forschung“ eingefaßt werden soll (*Einleitung*, S. VI und passim).

In einem ersten Schritt wird die Analyse von zwei Reisebeschreibungen („*Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805*“, 1813–1817; „*Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828*“, 1831) nach diesem Verfahren